

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 99.

Freitag, 28. April.

1916.

Die Sonnenuhr.

(8. Fortsetzung.)

Erzählung von Gizella Gräfin Kielmannsegg (Wiesbaden).

(Wiederdruck verboten.)

„Schlecht, meine gute Frau Nesi, sehr schlecht, aber wir wollen die kleine Komtesse ruhig frühstücken lassen, sie sieht ja jammervoll aus, und dann werde ich ihr alles möglichst schonend beibringen.“

„Ist denn ein Unglück geschehen?“ fragte sie eindringlich weiter.

„Na also, wenn Sie's durchaus wissen wollen, erfahren werden Sie es ja doch“, fuhr er gutmütig fort, „aber unter einer Bedingung, reinen Mund halten. Die kleine muß vorbereitet werden und das besorge ich. Also, der junge Herr ist sehr schwer verletzt und Frau von Uffalussy hat einen Herzschlag bekommen vor Schrecken.“

„Jessie, Maria und Joseph“, schrie die entsetzte Nesi auf und sank mit zitternden Knien in den nächsten Stuhl, „das Unglück, das Unglück! Aber so was!“ Das runde, alte, rosige Apfelf Gesicht war ganz weiß geworden, sie zog ihr großes Taschentuch hervor und wuschte sich die überströmenden Augen.

„Frau Nesi, ich bitt' mir aus, keine Fragen gemacht! Gehen Sie hinein und lassen Sie die Komtesse nichts merken.“

„Ja, ja, Verzeihung Herr Graf, der Schreck ist mir halt in die Glieder gefahren. Daß man aber auch so was auf seine alten Tag' erleben muß! Die arme, gnädige Frau, die war ja immer so gut und so leutselig. Ich hab' ja noch ein paar Flaschen süßen Tokayer, den sie mir geschenkt hat zum Christkindel.“ Sie laut schmeißend verschwand sie im Haus.

Bodrog blieb allein auf der Terrasse und sah dem alten Wirt zu, der den Tisch zum Frühstück deckte.

In unglaublich kurzer Zeit erschien Etella, einen großen, noch taufrischen Rosenstrauch in Händen. Sie frühstückten zusammen und Bodrog sprach so viel, daß Etella gar nicht dazu kam, verhängliche Fragen zu stellen. Inzwischen fuhr der Wagen vor und gleichzeitig erschien Nesi mit einer fürsorglich mitgebrachten Wagenbede. Das gute, alte Weib sah ganz verstört aus, und das große Taschentuch war fortwährend in Aktion. „Ich hab' mir wieder einen armen Schnupfen geholt“, erklärte sie.

Endlich saßen sie im Wagen und Nesi schaute diesem, so lange sie ihn erspähen konnte, nach. Vorsichtig brachte Bodrog das Gesicht auf das, was sie in Uffalus erwartete, langsam schonend, tropfenweise, aber endlich mußte es doch gesagt werden. Er fürchtete so sehr, daß ihr der Gedanke kommen könnte, sie sei auch noch schuldig am Tod von Miklos' Mutter. Er hatte seine feste, warme Hand auf ihre krampfhaft verschlungenen Finger gelegt und seine ruhige, tiefe Stimme beschwichtigte ihre aufgeregten Nerven. In starrem Entsetzen waren ihre Augen in die Ferne gerichtet und kein Ton kam über ihre Lippen. Endlich stammelte sie: „Tot, tot? Das ist unmöglich. Vorgestern war ich noch bei ihr, sie war wie immer, hat mir das schönste Obst aus dem Garten mitgegeben, und mich für heute nachmittag ein-

geladen, weil ich die Thürhahn angemeldet hatte, die sie nicht aussteigen kann. Ich sollte ihr helfen.“

„Wenn jemand irgend einen kleinen Herzfehler hat, kommt der Tod meistens so rasch und unvorhergesehen, und für den, den es trifft, ist es ja eine besondere Gnade“, unterbrach sie der Graf.

„Mein Gott im Himmel“, jammerte Etella, die Hände vors Gesicht schlagend, „und Miklos? Was ist mit ihm? Vielleicht wird er ein Krüppel, oder stirbt am Ende auch noch. Und seine Mutter tot, gerade jetzt!“

„Tatsachen muß man fest ins Auge fassen. Also quäken Sie sich nicht mit Wemms und Abers. Man muß mit der unabänderlichen Wirklichkeit kämpfen und sich und anderen das Schicksal nicht noch erschweren. Also, haben Sie Mut, und verlassen Sie sich auf mich. Ich stehe Ihnen treu und unerschütterlich zur Seite, und werde tun, was ich kann, um — um — alles was Sie schmerzlich berühren könnte, möglichst fern von Ihnen zu halten.“

Sie senkte beschämt den Kopf und sagte nur leise, „Danke.“

Den Rest der Fahrt legten sie schweigend zurück.

Unmittelbar bevor sie in den Courvay einbogen, sagte er noch rasch: „Sie brauchen keine Erklärungen abzugeben, wie es kam, daß Miklos stürzte. Es ändert ja doch nichts und gibt höchstens zu unnützen Klatschereien Anlaß. Ich übernehme jede Verantwortung!“

Auf der Terrasse empfing sie Gräfin Boltan. „Miklos ist bei klarem Bewußtsein, er verlangt nach der Mutter, wir wagten noch nicht, ihm die schreckliche Mitteilung zu machen. Wenigstens ein paar Stunden soll es hinausgeschoben werden, bis die Untersuchung durch den Professor überstanden ist, und man klar sieht, wie es um den armen Jungen steht.“

Bläß und zitternd stand Etella etwas abseits, den großen Rosenstrauch krampfhaft umklammernd —, das Herz schlug ihr bis in den Hals hinauf. Sie fürchtete sich vor dem scharfen Blick der Mutter. Sie war plötzlich ganz eingeschüchtert und feig und sah mit verschreckten hilflosleuchtenden Augen zu Bodrog hinüber.

„Komtesse Etella hatte Rosen mitgebracht, darf sie sie ihrer treuen, alten Freundin bringen, die sie ja so zärtlich geliebt hat?“ Etella verbarg ihr Gesicht laut aufschluchzend in den Strauch.

„Kommen Sie, Komtesse, ich gehe mit Ihnen“, erlang die ruhige Stimme Bodrogs, und er ergriff mit festem Druck ihren Arm und führte sie ins Haus. Bei der bloßen Berührung seiner Hand durchströmte sie ein Gefühl des Gehorgenseins.

„Bleiben Sie bei mir, ich fürchte mich so“, bat sie. Die Hilflosigkeit des jungen übermühten Geschöpfes erfüllte ihn mit Mitleid und mit unendlich weichem, zärtlichen Ausdruck in seinem sonst so energischen Gesicht sah er auf sie herab. Ihren Arm drehte er ein wenig fester an sich. „Armes Kind, selbstverständlich bleib' ich bei Ihnen.“

In dem verdunkelten Zimmer auf ihrem großen Himmelbett aufgebahrt, lag die tote Herrin des Hauses. Sie war mit einem weißen Leintuch bedeckt und zwei flackernde Lichter, zwischen denen ein silbernes Kreuz stand, verbreiteten ein unsicheres Licht. Etelka war jeder Blutstropfen aus dem Gesicht gewichen und sie kammerte sich, halb ohnmächtig an Bodrogs Hand. Am Fußende des Bettes kniete die alte Marie, halblaut Gebete murmelnd.

„Wollen Sie sie sehen?“ frag Bodrog leise.

„Nein, nein!“ kam es hastig zurück. „Ich fürchte mich so!“

Inzwischen hatte sich Marie erhoben und wie ganz selbstverständlich das Binnenvom Antlitz der Leiche zurückgeschlagen. Die starre, unbewegliche Totenmaske, mit dem festverschlossenen Mund, den das so unerklärliche, geheimnisvolle Lächeln umspielte, das so vielen Leichen charakteristisch ist, lag nun unverhüllt vor den entsetzten Augen Etelkas, die wie gebannt da vorstand. Langsam wich die Spannung ihrer überreizten Nerven und mit ihr die Furcht vor der Toten. Sie beugte sich über die ihr so vertraute Gestalt, und mit Andacht berührten ihre jungen Lippen die gefallenen, wachstümlichen Hände. Dann legte sie mit unendlicher Vorsicht den schweren, großen Rosenstrauch auf die Brust der alten Freundin.

„Wie schön sie aussieht“, flüsterte sie, „so gut und lieb wie im Leben. Und so glücklich — gerade als ob sie einem ein liebes Wort sagen wollte, es schwebt gleichsam noch auf ihren Lippen für ewig unausgesprochen.“ Dann kniete sie nieder und betete fromm und innig.

Bodrog und Marie standen still zur Seite. Nach einiger Zeit berührte er leise Etelkas Schulter. „Kommen Sie.“ Sie stand sofort auf, warf noch einen langen Blick auf das stille Gesicht und folgte ihm.

„Ich bin froh, drinnen gewesen zu sein und sie gesehen zu haben“, sagte sie. „Nun habe ich die Furcht und das kindische Grausen vor dem Tod verloren.“

„Das mußte ich, und darum führte ich sie zu ihr. Solche Augenblicke kommen in jedes Menschen Lebenslauf vor und müssen überwunden werden. Jetzt wollen wir nachsehen, ob Sie Ihrer Mutter irgendwie behilflich sein können. Sie hat viel geleistet und wer weiß, was noch für Ansprüche an ihre Kräfte gemacht werden.“

„Darf ich zu Miklos?“ frag sie bittend.

„Jedenfalls müssen Sie warten, bis der Professor aus Budapest mit seiner Untersuchung fertig ist. Er muß ja nun bald ankommen.“

Die Untersuchung hatte stattgefunden. Das Resultat war nicht günstig. Eine Verletzung der Wirbelsäule, die eine völlige Lähmung der Beine verursachte. Noch ließ sich nicht feststellen, ob sich mit der Zeit der Zustand heiler oder wenigstens bessern würde. Vorläufig mußte der Patient unbeweglich liegen — Monate und Monate, wie lange —, das hänge davon ab, wie sich die Sache entwickelte. Es sei jedenfalls ein schwerer und sehr ernster Fall.

Gräfin Bolton und Bodrog hörten ergriffen diese Erklärung an! „Armer Junge!“ kam es immer wieder, wie unbewußt über die Lippen der Gräfin und schwere Tropfen rollten über ihre blassen Wangen. Selbst für die starken, gesunden Nerven der energischen Frau waren die Erlebnisse der letzten Stunden zu viel geworden, und sie konnte sich einer augenblicklichen Schwäche nicht entziehen.

Es wurde nun beschlossen, dem unglücklichen jungen Mann vom Tode der Mutter Mitteilung zu machen, denn man konnte die Sache unmöglich länger geheim halten. Er war bei voller Besinnung und verlangte unablässig nach ihr.

„Ich werde es ihm beibringen“, erklärte Bodrog, wandte sich um, und ging festen Schrittes nach dem Krankenzimmer. Eine kurze Sekunde blieb er vor der Tür stehen, strich sich mit der Hand über Augen und Stirn, dann warf er den Kopf zurück und trat ein.

Miklos lag mit halbgeschlossenen Augen, und ein mattes Lächeln glitt über sein blaßes Gesicht als Graf Bodrog ihm guten Morgen wünschend ans Bett trat.

„Die „guten Morgen“ sind für lange Zeit vorüber“, antwortete er. „Der Professor sagt, ich müsse ein paar Wochen liegen. Ich weiß gar nicht, wo Mama bleibt“, unterbrach er sich, „ich warte seit Stunden auf sie. Bitte, schicken Sie sie her, ich muß sie sehen.“

Das Herz hämmerte Bodrog in der Brust, daß er es bis in den Hals hinauf spürte, des starken Mannes Stimme bebte und war heiser vor unterdrückter Aufregung, als er sich in den großen Lehnstuhl niederließ, der vor dem Bett stand, und sich mit äußerster Willenskraft zusammennehmend begann: „Miklos, mein Freund, ich habe es übernommen, dir eine Eröffnung zu machen, die — die dir — sehr viel Schmerz bereiten wird. Wer du bist ein Mann — und wirst es tragen wie ein solcher. Es gibt eben Dinge, gegen die man nicht ankommen kann, in die man sich aber fügen muß. Durch das Mißgeschick, das dich betroffen hat, wird es aber doppelt schwer, auch noch das zweite Unglück zu tragen.“ — — — Er hielt einen Augenblick inne.

„Um Gottes willen, was ist geschehen“, stöhnte der arme Junge.

Bodrog beugte den Kopf tief herab und griff nach der Hand des Kranken, die nervös über die Bettdecke fuhr.

„Miklos, es muß sein. Ich muß es dir sagen — deine Mutter — —“

„Was?“ schrie Miklos auf.

Eine furchtbare Ahnung dümmerte in seinem Kopf. „Was ist geschehen — mit — Mama?“

Der Angstschweiß trat auf seine Stirn, seine Hände umklammerten Bodrogs Arm, der selbst, bis in die Lippen blaß, kaum hörbar stammelte: „Sie ist tot, ein Herzschlag — —“

Die Stimme brach ihm ob des namenlosen Schmerzes, der über das junge Knabengesicht glitt, das wortlos mit geschlossenen Augen in den Rissen lag, bis es ganz leise, wie das Wimmern eines kleinen Kindes, über seine Lippen glitt: „Nein, nein, nein, das kann nicht sein . . . Mama, Mama . . .“, schrie er plötzlich auf, und sank dann ohnmächtig zurück.

Bodrog sprang auf und rief die im Nebenzimmer wartenden Ärzte herein.

Sie bemühten sich um den Besinnungslosen; lautlos und mit geübter Hand hantierten sie am Bett. Bodrog stand am Fenster und rang seine Erregung nach Kräften nieder.

Die Gräfin war leise hinter ihn getreten und hielt ihm ein Glas Tokayer hin. Er nahm es und trank es auf einen Zug leer. Der starke Wein tat ihm unendlich wohl und bald hatte er sich wieder ganz in der Gewalt. Sie verließen das Krankenzimmer und traten hinaus auf die Terrasse in die kühle, frische Luft.

„Wo ist die Kammerfrau?“ frag er nach einer kleinen Pause.

„Ich habe sie zur Beschlikerin geschickt mit allerhand Aufträgen, um sie zu beschäftigen, sie sieht furchtbar elend aus und will durchaus zu Miklos, was ich aber nicht erlaube. Beide müssen den ersten „Schock“ erst überwunden haben, sonst regen sie sich nur unnötig gegenseitig auf.“

„Ganz recht“, antwortete er, „ich will auch nochmals mit Miklos sprechen und ihn zu beruhigen suchen.“

„Ich glaube, er soll, wenn die Ohnmacht vorüber ist, eine leichte Morphiuminjektion bekommen, damit er ein paar Stunden Ruhe hat.“

(Fortsetzung folgt.)



In Erinnerung nur zur Schwere,
Wie im Wind ein weisses Blatt,
Güte dich! Nur das heißt Leben,
Wenn dein Deut ein Morgen hat.

Geibel,

Berliner Kriegsofterbilder.

Von Alfred Bratt.

So vollkommen und allen notwendigen und darum gern ertragenen Einschränkungen zum Trotz, so bis ins tiefste Unterbewußtsein haben wir uns in den Gesamtkafford und alle Begleiterscheinungen dieser Kriegszeit eingelebt, daß wir die Tage nicht mehr zählen, sondern uns ohne weitere Erwägungen dem seit August 1914 waltenden Zustand hingeben. Wir nehmen jeden Morgen von neuem den Krieg als etwas beinahe schon Selbstverständliches hin, und es bedarf eines besonderen Anlasses, eines merkbar kennzeichnenden allgemeinen gültigen Zeitabschnittes, um in uns das Bewußtsein wieder ganz lebendig werden zu lassen, daß wir seit bald zwei Jahren eine eigene Zeitrechnung, die Zeitrechnung des Kriegs, haben. Erst wenn alles vorbei sein wird, werden wir sagen: „dies war vor dem Krieg oder während des Kriegs oder nach dem Krieg! . . .“ Die Feste aber, die dem ganzen Volk seit Jahrhunderten gemeinsam sind und der jeweiligen Jahreszeit jeweils ihr eigenes Merkzeichen geben, erwecken in uns besondere Betrachtungen des Gedankens an Vergangenes und des Ausblicks in die Zukunft. Kein gewöhnliches Osterfest war es, das wir in diesen Tagen erlebten. Ein Kriegsofterfest, zum zweitenmal. Sonntag und Montag stand Berlin, stand ganz Deutschland im Zeichen der Kriegsoftertage. . .

Und überall, in den geweihten Räumen der Gotteshäuser, in der abgegrenzten Gemeinsamkeit der Familien, auf den Straßen und Plätzen, in den öffentlichen Lokalen und an den Vergnügungststätten, überall drinnen und draußen ließen die Bilder dieser Kriegsoftern unsere Gedanken dieselbe Richtung verfolgen.

Fast schien es, als sei der Himmel in der Reichshauptstadt dem Feiern der Ostern nicht günstig. Der erste Tag zeigte sich grau und kühl, mit wiederkehrenden Regenschauern. Am zweiten Tag aber drang die Sonne warm und leuchtend durch das Gewölk, hellere Kleider und frühsommerlich zartere Hüte wanderten ins Freie. Der erste Tag galt dem Gedenken, dem Ernst und der Betrachtung, der zweite der ungebrochenen Freude am Leben, dem Stolz über das bisher Vollbrachte und der Zuversicht in das noch zu Bewältigende. Diese einträchtige Stärke zeigte sich überall, und so erhielten diese Ostertage eine besondere Würde und verinnerlichte Leuchtkraft.

In den von zahllosen Feldgrauen gefüllten Kirchen überwogen am Sonntag die Kriegsgottesdienste, und in mancher Osterpredigt erscholl ein den Schlachten gewidmetes Wort. Die Zahl der Festgottesdienste war diesmal besonders groß, ein schönes Zeichen der Zeitempfindung, die reicher als je dem alten Glauben zufließt.

Im Zentrum und im Westen spielte sich das bewegte Straßenleben der Friedenszeit ab, Wagen- und Menschenverkehr hatten ihre alte Höhe erreicht, und nur die vielen feldgrauen Urlauber brachten Kriegsfarben in die lebendig bewegten Mengen.

Selbst die Liftsäulen und Plafatmauern, die seit Jahr und Tag so oft auf den Krieg bezugnehmende Ankündigungen und Bekanntmachungen getragen haben, warfen sich in ein österliches Kleid. Krieg und Ostern, Ostern und Krieg — das waren die Begriffe, die aus allen Plakaten, aus den Betteln der Theater, aus den Reklamen der Geschäfte leuchteten. Und jedes dem Publikum gewidmete Unternehmen suchte sich auf diese beiden Begriffe einzustellen, die seltsamen Kontraste des Kriegs und des friedlichen Osterfestes auf würdige Weise zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen.

Die feldgrau gekleideten Osterhasen, die in den Schaufenstern der Spielwaren- und Zuckerläden prangten, die zahllosen Ostereier mit schwarzweißroten Maschen und Schleifen sind in die Kinderstuben gewandert, wo sie denselben Jubel und dieselbe sorglose Freude erweckten wie in jedem gewöhnlichen Jahr. Und wenn die arglistigen Worte wie „Lebensmittelfreudung“ und „Baderbot“ auch die sonst so reichlichen Osterfestessen mancher Gewohnheit beraubten und kriegsmäßig zurechtstutzten, so mußte doch jeder sich ohne Arg oder auch nur Bedauern in diesen Ausnahmezustand zu fügen, der nun einmal zu einem richtigen Kriegsofterfest gehört. Wir haben Zeit genug gehabt, um zu lernen, daß echte Feststimmung nicht von äußerlichem Kleinram abhängig ist, und das Bewußtsein, auch in diesen Feiertagen wenigstens durch ge-

ringfügige Verzichtleistungen zur doppelt hohen Pflicht der Allgemeinheit beitragen zu können, ersetzte das Fehlende doppelt und dreifach.

Auch die Theater hatten sich auf ihre Weise für die besondere Art dieser besonderen Feier gerüstet. Den Mittelpunkt der theatralischen Ostergaben bildete eine vom Verein „Berliner Presse“ veranstaltete Wohltätigkeitsvorstellung im Deutschen Opernhaus, die nach der Musik Richard Wagners auch eine ansehnliche Menge Feldgrauer im Rahmen eines Kriegsstücks auf die Bühne brachte.

So war alles festlich und froh wie in früheren Ostertagen, — nur daß der Grundton des dröhnenden Kriegs dem Festkonzert einen neuen Akkord hinzufügte. Denn diesmal galten die Ostern — wie ja schließlich alles in dieser Zeit, dem Schutzwall unserer Truppen, der jede Gefahr von uns abwehrte, der einzig und allein durch seine zähe Ausdauer, seinen Mut und seine Selbstaufopferung es ermöglichte, daß wir auf jedem Zoll deutschen Bodens vom Feinde unbehelligt das Fest begehen konnten, das so seltsam friedlich den rauhen Alltag unterbricht.

Vor den Kriegern mußten auch bis zu einem gewissen Grade die Kinder zurücktreten, denen sonst jedes Fest eine besondere Stellung einräumt. Die Geschenke des Osterhasen goltan in erster Linie den Vätern und erwachsenen Brüdern, die an Wochen- und Festtagen mit gleicher Freudigkeit alles aufs Spiel setzen, was sie besitzen. Wie zu Weihnachten, so wurden auch diesmal die Feldgrauen die Kinder der Festbescherung. Die Bestwünsche und Festgrüße galten den Soldaten in Ost und West, und das schönste Geschenk für die Daheimgebliebenen war der Urlaub eines durch Kriegsdienst entrückten Angehörigen. So sah man denn in der Stadt und in der Umgebung, die namentlich am zweiten Ostertag viele anlockte, zahllos auf die geschilderte Art beschenkte Familien mit dem so sehnlichst erwarteten Heimgekehrten. Denn diese Ostern waren auch für viele ein Fest des Wiedersehens, eine feierliche Erneuerung der engverknüpften Herzensbände.

Feldgrau war die Farbe der verflochtenen Tage. Feldgrau im Lande wie draußen an den Fronten. Der Ausklang der Kriegsoftern aber bildet die Dankbarkeit für das Gesehene, das uns unser Fest ohne Not und Gefahr feiern ließ. Daß wir uns der Ostern auch diesmal erfreuen konnten wie in jedem Jahre, das ist das Geschenk der Truppen, das niemals vergessen werden kann. Und unseren Feinden war dies ein neuer Beweis für die Ohnmächtigkeit ihrer Veruche, die Kreise des Lebens in Deutschland zu stören und auseinanderzugeworfen. Wir feiern die Feste im Kriege wie im Frieden, und daß wir dies vermögen, ist unsere Kraft, unser Stolz und mit unser schönster Besitz. Darum möge der ernste Friede dieser Kriegsoftertage in der Reichshauptstadt als ein Sieg bezeichnet werden, der die ruhmreiche Wendung der bisherigen Schlachten in sich schließt.

Die Soldaten im Felde aber, die unentwegten Erringer dieser Siege, werden mit Genugtuung in vielen, vielen Osterbriefen aus der Heimat von der Stimmung erfahren haben, die daheim die Ostern nicht minder dankbar zu begehen mußte als an der Front.

Doch während wir geschmückt und gehoben dem alljährlichen Brauch: Huldigen, tobt der Kampf weider, der keine Pflanz und keine Überlieferungen, keine Pause und kein Bözern kennt. Er tobt mit Feuer und Stahl, damit wir übers Jahr zu Ostern einen doppelten Frieden feiern können: den Frieden der erwachten Natur und den Frieden der zuinnerst aufgewühlten Welt.

Ostern und Krieg, Krieg und Ostern — eine Zweieinigkeit, die unvergessen bleiben wird, lebendig auch für spätere Geschlechter.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Verrohung der Feldgrauen durch den Weltkrieg. Von Kriegsfreiwilligen Pianier G. J. M. Grom. Schon oft, gar zu oft, mußte ich Äußerungen hören, die die Vermutung wecken ließen, daß deutsche Soldaten durch die Länge des Krieges, durch die vielen Schlachten und Gefechte und das lange Lagerleben ganz verroht und grausam werden. Auch ist mir gegenüber schon oft zum Ausdruck gebracht worden, daß ganz Europa nach dem Kriege sich in eine Räuberbande umwandeln würde — alles natürlich durch den Weltkrieg. Denn

Es nicht so. Diese Ansichten sind falsch und denen nur ein jeder mit fester Energie gegenübertritt. Der deutsche Soldat hat vor dem Kriege Humanität besessen und hat diese bis heute nicht verloren. Ja, man hat sogar öfters im Schützengraben gesehen, wie deutsche Soldaten mit Aufopferung ihres eigenen Lebens verwundete und tobe feindliche Soldaten in unsere Schützengraben zogen. Besonders nach Gefechtszügen kann man sehen, wie unsere Feldgrauen dem verwundeten Feind wie ihrem leiblichen Bruder liebevoll, aus echter Kameradschaftlichkeit, die Wunden verbinden und ihn dann nach der nächsten Sanitätsstation bringen. Viele, die nicht mehr gehen können, nehmen sie auf ihre Schultern und schleppen sie mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft und mit Lebensgefahr hinweg. Ich brachte schon früher einmal einen Antikol, wie in so schöner Weise der Kriegsfreiwillige Gefreite Karl Meichel an sieben schwerverwundeten Franzosen gehandelt hat. Das sind keine Barmherzigen, das Nächstenliebe und Feindesliebe dem deutschen Soldaten eigen sind. So lange sie im Schützengraben sich gegenüberliegen, sind beide Feinde und suchen einander unschädlich zu machen; sind die Gefechtszüge vorbei, dann sind unsere Feldgrauen dem unbewaffneten gegenüber Freunde, eingebend der Ermahnung unseres Kaisers, der gesagt hat: „Wir führen nur gegen die bewaffnete Macht Krieg.“ Also, man darf an eine Vernichtung unserer Krieger nicht im geringsten denken. Das ist ein falscher Gedanke. Dem Deutschen ist Nächstenliebe und auch Feindesliebe in Fleisch und Blut übergegangen und ist ihm nie zu entwischen. Anders ist es bei unseren Feinden; das haben uns schon so viele — leider so viele — Berichte gezeigt. Ich selbst bin Augenzeuge gewesen von einigen scheußlichen Verbrechen, die an der Westfront von den Franzosen geliefert worden sind. Es ist jedoch gewiss, diese anzuführen, da wir von diesen Sachen genug wissen. (Bens. Mg.)

Frankreichs Angst vor der Frauenherrschaft. Unter den vielen neuen sozialen Lebensbedingungen, die der Krieg auch in Frankreich im Gefolge hatte, beginnt besonders die beherrschende Stellung, die den Frauen infolge des Mangels an männlichen Arbeitskräften zuteil wurde, die Franzosen mit Sorge zu erfüllen. Mehr als ein trübes Zukunftsbild entstand bereits dank dieser Furcht vor der „Frauenherrschaft“, von der die Pariser Blätter mancherlei Gefahren erwarten. Besonders hat der außerordentliche Verbrauch an Männern jedes Alters in Frankreich und die geringe Geburtenziffer nachgerade einen Zustand geschaffen, durch den in einer großen Zahl von Berufsarten die Männer so gut wie ausgeschaltet erscheinen. Neuerdings äußert sich Brieg, der von der Redaktion des „Journal“ über dieses Problem befragt wurde — wahrscheinlich weiß er in seinem vor vier Jahren verfaßten Stück „Die alleinstehende Frau“ diese Erscheinung auf die Bühne brachte — in sehr pessimistischer Weise über die Gefahr, die sich aus der allzu sehr in den Vordergrund gestellten Frauenarbeit in Frankreich ergeben könnte: „Ich fürchte“, schreibt der bekannte französische Dramatiker, „daß nach dem Kriege die Konkurrenz des Wirtschaftskampfes zwischen Mann und Frau eine neue und höchst bedenkliche Klüfte zwischen den Geschlechtern zeitigen wird. In den Werkstätten, in den Geschäften, in den Bureaus, überall ist schon heute die Frau zu einer nicht zu überschätzenden Konkurrentin des Mannes geworden. Wie wird es bei uns aber erst nach dem Kriege aussehen? Wenn unsere Soldaten nach der Rückkehr von der Front ihre Uniformen ausgezogen haben, werden sie wieder die Tätigkeit ergreifen wollen, die sie vor der Mobilisation ausübten. Sie werden sich an die frühere Stelle ihrer Arbeit begeben, doch diese Stellen werden in zahllosen Fällen durch Frauen besetzt sein. „Ich habe mich an diese Arbeit gewöhnt“, wird die Frau sagen; „hier bin ich, hier bleibe ich, gehe fort!“ Und die Männer werden antworten: „Der Krieg ist beendet. Ich habe gelitten, um mir die Freiheit meiner Arbeit zu erhalten. Weiche und gib mir meinen Platz zurück.“ Und da sowohl die Männer wie auch die Frauen auf ihre Weise recht haben werden, muß dieser Kampf ein ganz besonders scharfer sein.“ Es ist bezeichnend genug für die bereits jetzt herrschende Stimmung im französischen Wirtschaftsleben, wenn das als gefährlich empfunden wird, was gegenwärtig in allen kriegsführenden Ländern als ehrenvolle Pflicht und Notwendigkeit erscheint. Und wenn Brieg den französischen Mann und die französische Frau in dieser Weise als erbarmungslose Feinde gegeneinanderstellt, so scheint er von der Gemütsart seiner Landsleute nicht gerade

die beste Meinung zu haben. Noch bezeichnender aber sind die nachwärtigen Ratsschlüsse, die Brieg zur Lösung des Problems gibt: „Um dem Unglück eines solchen Kampfes auszuweichen, sehe ich nur die folgenden Mittel: 1. werden die Männer gänzlich auf den Alkohol verzichten müssen, um nicht durch das Laster des Trinkens hinter die Frauen gestellt zu werden. 2. werden die Männer gezwungen sein, die Frau zu respektieren und sie nicht mehr als ein törichtes und untergeordnetes Geschöpf zu behandeln. 3. werden die Mütter ihre Söhne zur Achtung vor den Frauen erziehen, und 4. wird man nicht mehr bloß wegen der Mitgift heiraten.“ Die Eigenschaften, die Brieg bisher gemäß diesen Äußerungen seinen Landsleuten zuspricht, sind also Trunkenheit, Mißachtung der Frau und Jagd nach der Mitgift. Es ist mehr als fraglich, ob das französische Publikum von diesen liebenswürdigen „Ratsschlüssen“ eines seiner beliebten Autoren besonders erbaut sein wird...

Das englische Kriegshochzeits-Fieber. Die Kriegshochzeiten, die sich in anderen Ländern moralisch in keiner Weise von den Eheschließungen im Frieden unterscheiden, sind in England allmählich zu einer Unsitte ausgeartet, die von der Regierung mit Sorge betrachtet wird und nunmehr auch in der Londoner Presse zur Sprache kommt. Sowohl die Eheschließungen, die infolge der Einziehung eines Mannes rasch vor sich gehen, wie auch die Ehebündnisse, die von dem bereits im Dienst stehenden Soldaten in den englischen Garnisonen geschlossen werden, zeigen Auswüchse, deren Art und Zahl zu denken gibt. Die heroisch-sentimentale Anwendung, die die Bezeichnung „Kriegshochzeit“ gefunden hat, paßt, wie der „Daily Chronicle“ in einem ebenso langen wie scharfen Artikel ausführt, durchaus nicht auf alle diese Bündnisse. „Wenn eine Hochzeit aus Gründen der Notwendigkeit vor dem Insfeldgehen stattfindet und beide Teile sich schon lange kennen und bereits früher diesen Schritt in Aussicht genommen haben, so ist dagegen weiter nichts einzuwenden. Leider aber ist dies verhältnismäßig selten der Fall. Sehr oft entschließt man sich gerade bei uns mit einer Leichtfertigkeit und einer Hast zu diesem Schritt, bei dem die üblen Folgen meist kaum ausbleiben können.“ Besonders hoch stieg die Zahl dieser Kriegshochzeiten, als die nicht sehr kriegerisch gearteten jungen Leute in England sich auf diese Weise vor allen Rekrutierungs-bemühungen schützen zu können glaubten. Aber auch jene, die bereits in Afrika gekleidet sind und in den englischen Garnisonen ausgebildet werden, heiraten nur allzu oft ohne Sinn und Überlegung, einfach aus dem Gefühl heraus, daß in dieser Zeit und unter diesen Umständen alles erlaubt und weniger wichtig sei. „Wenn man auch nicht denen bestimmen kann“, sagt der „Daily Chronicle“, „die behaupten, daß die neue Armee sich zum großen Teile aus berufsmäßigen Gigamisten zusammensetzt, so muß doch leider die Tatsache festgestellt werden, daß die Gigamie in England im Kriege in ungeheurer Weise zugenommen hat. All dies eröffnet für die Zukunft sowohl moralisch wie auch wirtschaftlich nicht gerade gute Aussichten. Es ist dringend nötig“, meint das Blatt zum Schluß, „diesen Zuständen ein radikales Ende zu bereiten, um nicht in dieser Beziehung mit allzu großer Sorge dem Ende des Krieges entgegensehen zu müssen.“

Der amerikanische Wasserflugzeug-Schleuderer. Die Schwierigkeiten, die sich bisher dem Aufsteigen eines Flugzeuges von Bord eines Schiffes trotz verschiedenster technischer Behelfe entgegenstehen und vor allem darin ihre Ursache haben, daß das Schiff nicht den für den Abflug notwendigen freien Raum gewährt, sollen, wenn man dem Bericht der französischen Zeitschrift „Génie civil“ glauben schenkt, durch die Erfindung eines amerikanischen Kapitäns beseitigt sein. Der Erfinder namens Washington S. Chambers beschäftigte sich seit drei Jahren mit der Lösung dieser Schwierigkeiten und konstruierte in der Folge einen Apparat, der mittels Preßluft das Flugzeug in die Luft schleudert. Die erste Einrichtung dieser Art wurde auf dem vorherigen Verdeck des amerikanischen Kreuzers „North Carolina“ angebracht. Sie besteht in der Hauptsache aus einem wagenartigen Gefäß, das auf einer schmalen, mehrere Meter langen Schienenbahn läuft. Das Wasserflugzeug wird auf diesen Wagen gesetzt, der mittels Preßluft auf den Schienen zur vordersten Spitze des Schiffes läuft, wo er durch Gegenruck plötzlich angehalten wird. Hierdurch soll der Apparat bereit in horizontaler Lage hinausgeschleudert werden, daß er in völligem Gleichgewicht zu fliegen vermag.